sein. Die Städte, die sich für die Verwirklichung dieses Projektes ihrer Lage nach am besten eignen würden, sind Antwerpen, Koblenz, Straßburg, Paris, Lyon, Nantes, Bordeaux. Paris und Lyon wären im Fall eines feindlichen Einfalles die beiden großen Operationszentren; Antwerpen, Koblenz und Straßburg wären die Stützpunkte für die Nordgrenze; Nantes wäre ein Zufluchtsort an der Loire im Falle der Einnahme von Paris; am wenigsten Bedeutung hätte, glaube ich, Bordeaux, das nur den Süden gegen Spanien verteidigen würde . . . ." Man sieht, die jugendlichen Pläne Napoleons gingen damals bereits sehr weit über die politischen Grenzen Frankreichs hinaus, und der Gedanke der Dezentralisation Frankreichs in politischer Beziehung wirkt wie eine trübe Vorahnung des Schicksals, das sich nach Napoleons Gefangennahme durch die Einnahme von Paris an Frankreich vollziehen sollte.

Wieviel kostet der Boden in Paris?

Ueber den Wert des Bodens in Paris enthält das soeben von der Verwaltung der direkten Steuern herausgegebene „Grundbuch" folgende interessante Angaben: Ein Quadratmeter hat im Quartier Gaillon einen Wert von 1041 Fr., im Quartier du Palais-Royal gilt er 941 Fr., im Quartier der Madeleinekirche 800 Fr. usw. Die niedrigsten Preise hat der Grund und Boden in Charonne, Maison-Blanche und Saint-Targeau, nämlich 33, 26 und 24 Fr. Danach beträgt der Durchschnittspreis für ein Quadratmeter in Paris 174 Fr.

Eine Ehrung einer heldenmütigen Retterin.

Rose Here, die mutige Bretonin, die im letzten November in einer schrecklichen Sturmnacht an der Küste von Ouessant ein dem Tode geweihtes Boot rettete, das 14 schiffbrüchige Matrosen trug, wird nun, wie aus Paris gemeldet wird, am 8. Mai in feierlicher Sitzung in der Sirbonne die Belohnung für diese Heldentat erhalten. Der Vizeadmiral Duperre wird ihr im Namen der „Societe centrale de lauvetage des naufrages" die große Medaille „Foucher de Saint Faron" und den Preis „Jean Dufour" überreichen.

Wer gewann die Schlacht von Waterloo?

Bekanntlich bemühen sich die Engländer seit langem, zu beweisen, daß sie den Ruhm des Sieges bei Waterloo für sich allein in Anspruch nehmen dürfen. Diese alte Streitfrage wird nun wieder durch einen Brief aufgerührt, der in der nächsten Zeit in London zur Versteigerung kommen soll und von keinem geringeren als dem Herzog von Wellington selbst unterzeichnet ist. Dieser Brief ist kürzlich unter den Papieren eines Nachkommen von Sir Charles Flart entdeckt worden, dem Privatsekretär des berühmten englischen Generals. Die Authentizität ist anscheinend ohne jeden Zweifel. Er ist von Brüssel, vom 19. Juni 4 Uhr morgens datiert. Wellington erklärt nun darin wirklich, daß „Bonaparte durch die englische Armee eine völlige Niederlage erlitten habe". Die Engländer sind in großer Freude darüber, daß sie dieses kostbare Dokument wiedergefunden haben, dessen Veröffentlichung, wie sie hoffen, jeder weiteren Polemik ein Ende setzen und allen Zweifeln ad oculos demonstrieren wird, daß Blücher und seine Soldaten bei der Schlacht zu spät kamen. Der Brief Wellingtons wird sicherlich bei der Versteigerung einen fabelhaften Preis erzielen. Die reichsten englischen Sammler streiten sich bereits um den Besitz des kostbaren Dokumentes, das freilich, wie es scheint, für die endgültige Lösung der Frage ebenso bedeutungslos und wenig stichhaltig ist, wie alle früheren Argumente.

Das Ende eines berüchtigten Briganten.

Aus Palermo wird berichtet: Bei Castronuovo entdeckte ein Feldarbeiter auf einem dem Baron Agnello gehörenden Bohnenfelde einen auf einen Pfahl gespießten Menschenkopf, der, wenn nicht alles trügt, vor zwei Monaten noch auf dem Rumpfe des weit über Sizilien hinaus bekannt gewordenen Räubers Vassalona saß. Neben dem schon halb in Fäulnis übergegangenen Kopfe fand man nämlich ein Zettelchen folgenden Inhaltes: „Ein Herr, der unbekannt bleiben will, wollte das Land von Vassalona befreien. Er lud ihn zur Jagd ein und streckte ihn während der Jagd im Walde durch einen Flintenschuß zu Boden. Dann trennte er ihm den Kopf vom Rumpfe und warf den Rumpf in einen Abgrund." Der Feldarbeiter Gentile, der diesen mit Bleistift geschriebenen Zettel neben dem Schädel fand und von seinem Funde sofort den Behörden Mitteilung machte, wurde vorläufig in Haft genommen, da man annahm, daß er, wie das schon früher oft geschehen ist, die den Räuber Vassalona verfolgende Gendarmerie irre führen wollte. Man gewann aber bald die Ueberzeugung, daß man es hier tatsächlich mit dem Kopfe Vassalonas zu tun haben könnte. Der Kopf weist nämlich, obschon er schon halb verfault ist, an der Stirne, am Gebiß und am Barthaar verschiedene Kennzeichen auf, die es mehreren Personen möglich machten, ihn mit Bestimmtheit als Vassalonas Schädel festzustellen. Zu diesen Personen gehören so gewichtige Zeugen wie die Geliebte, die beiden Töchter und die Schwiegermutter des Briganten. Man glaubt sich jetzt auch einen Vorgang erklären zu können, der sich vor zwei Monaten während eines in Girgenti verhandelten Prozesses abspielte. Man hatte, da man Räuber selbst nicht fassen konnte, eine ganze Anzahl seiner Anhänger und Begünstiger vor Gericht gestellt und verurteilte sie zu schweren Strafen. Es fiel nun allgemein auf, daß vor dem Richter einige der Belastungszeugen ihre Aussagen offen u. furchtlos machten, während früher fast niemals irgend eine belastende Aussage gegen Vassalona zu erlangen war, da man in ganz Sizilien die Rache des Räubers fürchtete. Man nimmt daher jetzt an, daß jene Zeugen schon damals wußten, daß Vassalona nicht mehr unter den Lebenden weilte. Auf Vassalonas Kopf war von der Regierung ein hoher Preis gesetzt worden, und Baron Agnello hatte dem, der den Räuber tot oder lebendig einbringen würde, noch einen Extrapreis von 5000 Lire versprochen. Wenn sich die Nachricht von dem gewaltsamen Ende Vassalanos bestätigt, kann Sizilien aufatmen. Vassalano, ein Nacheiferer des „großen" Mussolino, machte seit etwa 10 Jahren die Gegend von Cammarata unsicher. Auch er war, gleich Musolino, nur deshalb in den Busch gegangen, um vom sicheren Versteck aus eingebildete oder wirkliche Feinde mit Eleganz aus der Welt schaffen zu können. Und das bestrebte er gründlich; die Zahl seiner Opfer ist sehr groß, und seine Ueberfälle, Erpressungen usw. lassen sich überhaupt nicht zählen. Er hatte keine Räuberbande zur Verfügung, dafür aber hatte er, selbst in der sogenannten besseren Gesellschaft, zahlreiche Anhänger, die ihm blind gehorchten, weil sie Furcht hatten oder materielle Vorteile erlangen wollten. Erst seit einem Jahre ging es dem gefürchteten Räuber weniger gut: die Behörden hatten den Kampf gegen ihn energisch aufgenommen, und Gendarmerie und Soldaten ließen ihm keine Ruhe. Das „gehetzte Edelwild" verlegte darauf sein Hauptquartier nach den unzugänglichen Schluchten von Castronuovo, weil er sich dort sicherer fühlte. Im Volke aber waren zahlreiche Vassalona-Legenden im Umlauf; viele behaupteten, daß der Räuber gar nicht mehr in Sizilien weile, sondern heimlich nach Amerika gegangen sei. Vassalona war 43 Jahre alt.

„Loskauf" aus dem Fegfeuer.

Der Müller M. in T. bei Nella hatte vor einigen Wochen einen schweren Unfall erlitten, infolgedessen er bald darauf verstarb. Drei Tage nach dem Begräbnis wurde die Witwe um Mitternacht plötzlich durch Klopfen an ihr Fenster aus dem Schlafe geweckt. Als sie zitternd ans Fenster kam, erblickte sie eine vermummte mit Schlüsseln rasselnde Gestalt, und eine hohle Stimme sagte ihr, St. Petrus stehe vor ihrem Fenster, der sie von ihrem Manne grüße und dessen Bitte überbringe, ihn doch von den Qualen des Fegfeuers zu erlösen. Der Verstorbene sei zu sieben Jahren Fegfeuer verurteilt worden, sie die Witwe, könne ihn davon aber durch Zahlung von 700 Mk. erlösen. Unerläßliche Bedingung hierfür sei aber, daß sie drei Wochen hindurch von der Erscheinung schweige. Die Witwe versprach alles. Das Geld habe sie zwar augenblicklich nicht gar Stelle, wolle es aber bis zum nächsten Abende beschaffen. Am nächsten Abende meldete sich dann auch „St. Petrus" wieder ein und nahm das Geld in Empfang. Als die Witwe nach drei Wochen ihren Bekannten freudig von dem Geschehnen Mitteilung machte, wurde sie sofort über die „Erscheinung" aufgeklärt. Die Behörde fahndet bis jetzt vergeblich nach dem Gauner.

Ein kostbarer Zahn.

Amerikanische Blätter berichten über folgende echt amerikanische Eigentümlichkeit: In der Vorhalle eines Theaters in Newyork war vor einigen Tagen nachstehende mit Verlaubnisstrichen bedeckte Ankündigung angeschlagen. „Verloren wurde ein falscher mit echten Brillanten geschmückter Zahn. 100 Dollars demjenigen, der ihn gefunden hat und ihn der Direktion des Theaters übergibt." Dieser verlorene Zahn hat eine merkwürdige Geschichte, nicht weil er falsch ist, — es dürfte kaum eine Amerikanerin geben, die nicht wenigstens einen falschen Zahn hat, — sondern wegen der Brillanten, den dieses Stück Eisenbein einschließt. Der kostbare Zahn war Eigentum der Miß Julia O'Deane. Julia ist Schauspielerin und hat nebenbei eine große Leidenschaft für das Radfahren, den halben Tag sitzt sie auf ihrem Zweirad und fährt durch die Straßen Newyorks. Eines Abends erging es ihr jedoch sehr schlecht, sie machte eine Spazierfahrt auf ihrem Velozipied, kam dabei zu Fall und verlor außer einem Zahn — einem echten — einen Brillantstein, der in dem ihr von ihrem Bräutigam geschenkten Ringe saß. Der Brillant wurde glücklicherweise wiedergefunden, und der Verlobte hatte die prachtvolle Idee, seine künftige Gattin dadurch schadlos zu halten, daß er den Brillant in den falschen Zahn setzen ließ, den sich die Schauspielerin anstelle des verlorenen gekauft, wie sie noch modern waren."

* Guter Rat. „Wann werden Sie denn Ihren verdammten Hund totschießen, der fortwährend bellt, daß man keinen ruhigen Augenblick hat." — „Sobald Sie Ihre Tochter totschießen, die immerfort singt."

* Pfändspiel. „Können Sie mir wohl einen Satz sagen, in dem eine große Lüge und eine große Dummheit enthalten ist?" — „Gewiß. Mein Fräulein, ich liebe Sie und bitte Sie um Ihre Hand."

* Die liebe Freundin. „Ach, wie reizend ist wieder Dein Hut!" — „Gefällt er Dir wirklich?" — „Gewiß. Sonst hätt' ich mir doch nicht vor drei Jahren auch einen gleichen gekauft, wie sie noch modern waren."

* Guter Rat. „Wann werden Sie denn Ihren verdammten Hund totschießen, der fortwährend bellt, daß man keinen ruhigen Augenblick hat." — „Sobald Sie Ihre Tochter totschießen, die immerfort singt."

Humoristisches.

— Auch ein Tischgebet. Ein Lehrer fragt die Kinder in der Religionsstunde, ob sie zu Hause das Tischgebet beten. Einige bejahen die Frage, andere schweigen. Der kleine Hans hebt die Hand und sagt: „Mein Vater betet auch oft während dem Essen." — „Wie betet er dann, Hans?" fragt der Lehrer. „Ja, er sagt, Herr Gott noch einmal, wenn das ein Beefsteak sein soll!"

— In der Friedhofs- und Begräbnisordnung der Stadt Gießen lautet der Paragraph 68, wie die „Jugend" der Nr. 49 der „Deutschen Gemeindezeitung" mitteilt: „Die Beerdigung ist erst nach eingetretenem Tode gestattet. Ausnahmen bedürfen der Genehmigung des Bürgermeisters."

— Treffende Antwort. Ein unter Napoleon Bonaparte gedienter General nahm sich einmal heraus, den hochverdienten Schweizer General Pittolaus Barton v. Buchmann-Andertorp (geb. am 27. März 1740 zu Hasels im Kanton Glarus), welcher alle Stürme der französischen Revolution durchgemacht und hernach gegen die Franzosen gefochten, zu fragen: „Wissen Sie wohl? Herr, wir schlagen uns um der Ehre willen, ihr Schweizer aber schlaget Euch fürs Geld!" — „Ganz richtig," erwiderte Buchmann ruhig, „jeder von uns schlägt sich schon um das, was ihm recht ist!"

* Gute Empfehlung. „Die Frau Oberst sucht ein Kindermädchen. „Verstehen Sie mit Kindern umzugehen?" wurde das Mädchen gefragt, das sich eben gemeldet hatte. „O gewiß, gnädige Frau, ich . . . ich kann ja sogar selber einmal eins."

* Tie liebe Freundin. „Ach, wie reizend ist wieder Dein Hut!" — „Gefällt er Dir wirklich?" — „Gewiß. Sonst hätt' ich mir doch nicht vor drei Jahren auch einen gleichen gekauft, wie sie noch modern waren."

* Guter Rat. „Wann werden Sie denn Ihren verdammten Hund totschießen, der fortwährend bellt, daß man keinen ruhigen Augenblick hat." — „Sobald Sie Ihre Tochter totschießen, die immerfort singt."

Verantwortlicher Redakteur F. G. Knappe in Bochum.
Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei.

Jean Pyra's Handelslehranstalt, Bochum, Friedrichstrasse 36,
Mitglied des Verbandes deutscher Handelsschullehrer und kaufmännisch gebildeter Bücherrevisoren.
Gründliche Ausbildung von Damen und Herren für die kaufmännische Praxis
Für Damen Unterrichtssaal separat. Die feinsten Referenzen stehen zu Diensten. Bevor Sie einen Kursus beginnen, erkundigen Sie sich.
Prospekte gratis.
Vorbereitungskurse für Bergschüler.
Anmeldungen werden zu jeder Zeit entgegengenommen.



Nr. 99. 2. Mai 1904.

Der Schatz von Thorburns.

Von Frederick Boyle. Verdeutscht durch E. Deichmann.

Nachdruck verboten.

Vor allen Dingen wünschte er sich selber Glück dazu, daß George Genest sicher unter seinem Dache war. Dort konnte niemand aus seiner Schwäche Vorteil ziehen, und ehe er Thorburn begegnete, würde die Reue, die jetzt offenbar an seiner Seele nagte, wahrscheinlich längst geschwunden sein. Das brauchte er nicht zu befürchten, daß George, wenn er seine ganzen Geisteskräfte zur Verfügung hatte und seine Heirat mit Hilda endgültig vereinbart wäre, nicht im Stande sein würde, jeder noch so drohenden Gefahr mit ruhiger Ueberlegung entgegenzutreten. Auch Herrn Esting kam der Gedanke, daß das Schicksal handelnd in seine persönlichen Angelegenheiten eingriffe, aber seine Anschauung von diesem Vorgehen des Schicksals war der seines Mitmenschen gerade entgegengesetzt. Seines Erachtens darf niemand dem Schicksal wegen der Folgen seiner eigenen Nachlässigkeit Vorwürfe machen, aber der Zufall, welcher George in einem kritischen Moment in seine Hände geliefert hatte, war ein offenbarer Beweis des angestellten Wohlwollens der oberen Mächte.

Der Nachmittagsbericht des Arztes war günstiger, als er zu hoffen gewagt hatte. Als Armstrong meldete, es sei Zeit, sich zum Diner umzukleiden (denn das Läuten der Glocke hatte Herr Esting sofort inhibiert), kam Hilda eben hastig ins Haus und eilte die Treppen hinauf. Als sie sich bei der Tafel wieder begegneten, überraschte Herrn Esting ihre lebhafte Gesichtsfarbe und der leuchtende Glanz ihrer Augen.

„Wie ich sehe, hast Du einen angenehmen Ritt gehabt," bemerkte er freundlich.

„O ja, Papa, und außerdem ein Abenteuer! Kannst Du vielleicht sagen, wer ein junger Mann hier in der Gegend, ungefähr groß und stark, in einem leichten, wollenen Anzuge sein mag? Seine Gesichtsfarbe ist so dunkel, wie die eines Neapolitaners, aber seine Augen sind blau und sein Bart ist so hellblond, daß er beinahe weiß zu sein scheint."

„Oh! Was für ein seltsam aussehender Mann er doch ist! Nun, ich ritt eben schnell nach Hause, und in dem Hohlwege, der nahe bei dem Tore von Thornburns vorbeiführt, sah ich diesen Herrn oben auf der Erdwand ausgestreckt liegen schlafend, wie ich glaubte und ich war beinahe erschreckt. Er sah so sehr groß aus — wie ein Alligator, dachte ich. Es war dort, wo der Weg die Krümmung macht, weißt Du, und eben, als ich um dieselbe herumritt, kam der alte Simmons mir taumelnd entgegen ‚noch betrunkener als gewöhnlich. Er fiel mir tatsächlich in die Zügel und begann zu toben. Ich weiß nicht, was er sagte, denn Cupido bäumte sich gewaltig und schlug mit seinem Hufe um sich, aber es war etwas über die Rücksicht seines Herrn, und wie unserem Treiben jetzt ein Ende gemacht wurde und dergleichen mehr. Ehe ich mich vom Pferde machen oder Jennings mich einholen konnte, sprang Herr Thorburn mit einem Satze auf seine Füße und gab Simmons einen scheinbar leichten Schlag mit seiner offenen Hand gegen seine Backe. Es war wirklich nichts weiter, als eine leichte Ohrfeige, aber trotzdem stürzte er betäubt zu Boden, rollte in die Hecke, als ob er erschossen wäre, und blieb dort besinnungslos liegen. Es ist schrecklich, solche übermenschliche Kraft zu sehen. Aber wie herrlich muß ein Mann sein, der sie besitzt, Papa!"

„Und was geschah dann?"

„Gar nichts. Ich glaube, ich sagte, ich danke Ihnen, und ich hoffe, daß ich es in höflicher Weise sagte. Herr Thorburn sagte kein einziges Wort — wenigstens hörte ich keins — nahm auch nicht seinen Hut ab, oder schien sonst irgend etwas, sondern starrte mich nur an, und ich ritt, so schnell ich konnte, davon. Hast Du ihn schon gesehen?"

„Er war heute Nachmittag hier."

„Und was für eine Art von Nachbar wird er sein?"

„Ein sehr unverträglicher, muß ich glauben. Herr Thorburn zeigt sich vielleicht von seiner vorteilhaftesten Seite, wenn er Leute zu Boden schlägt."

„Es tut mir leid, dies zu hören. Aber er sah nicht wie ein Raufbold aus."

„Vielleicht, weil er sich selber nicht bewußt ist, einer zu sein. In dem wilden Leben der Filibustier und des Diamantgrabens und der Kämpfe gegen die Kaffern ist jene ungeheure Stärke, die Du so bewunderst, an ihrem richtigen Platze."

„Hat Herr Thorburn alles das durchgemacht? Oh, Papa, wie können junge Männer nur in dem langweiligen England bleiben, wenn es noch solche Gelegenheiten zu großen Abenteuern in der Welt gibt?"

Herrn Esting berührte der nachlässige Ton ihrer Frage unangenehm, denn Armstrong hatte das Zimmer noch nicht verlassen. Er blickte Hilda bedeutsam an und diese errötete leicht. Dann sagte er gemessen:

„Georg befindet sich wohler, als wir hätten erwarten können. Die Schmerzen in seinem Kopfe haben beinahe ganz nachgelassen, und wir dürfen hoffen, in einigen Tagen ihn bei uns hier im Gegenteil sehen zu können."

„Es freut mich sehr, das zu hören," antwortete sie, und dann sprachen sie kein Wort weiter, bis sie allein waren.

„Deine beiläufige Weise, Dich noch Georg zu erkundigen, war recht unfreundlich, mein liebes Kind," begann dann Herr Esting, „und keineswegs rücksichtsvoll gegen Deinen Vater. Erst vor zwei Tagen bevollmächtigst Du mich, ihm zu sagen, daß Du ihn heiraten wolltest. Ich soll doch nicht etwa glauben, daß meine Tochter gegen ihr einmal gegebenes Wort — und zu — auch gegen das meine gleichgültig ist?"

„Natürlich nicht, Papa!" antwortete Hilda, wieder errötend, „aber ich muß darauf hinweisen, daß Georg mein Wort nicht angenommen hat; sein Verhalten seit seinem Unfall, sowohl gegen Dich als gegen mich, schien mir nicht zu zeigen, daß er auf das ihm gegebene Wort irgend welchen Wert legte."

„Der arme Junge redete in Fieberphantasien."

„Das glaube ich nicht; und er selber erklärte, daß er bei vollem Bewußtsein sprach. Selbst wenn ich seinen Zustand so weit als nur irgend möglich berücksichtige, blieb sein Verhalten gegen mich, als ich ihn auf dem Wege fand, dennoch beleidigend. Er nannte mich ein schlaues, seelenloses Geschöpf — und Dich, Papa, nannte er einen Teufel! Vielleicht bin ich ein seelenloses Geschöpf, aber es ist doch sicherlich nicht eine liebevolle Bezeichnung, und „Teufel" ist keine freundliche Bezeichnung für den zukünftigen Schwiegervater."

„Dann seinen also schon diese bloßen Tatsachen, daß er sich im Fieberdelirium befand."

„Nein, das glaube ich eben nicht. Was er gegen Dich meinte, ist mir unerklärlich, aber gegen mich brachte er meines Erachtens seine innerste, durch die von ihm so kindisch getragenen Schmerzen ihm entlockte Meinung zum Ausdruck."

„Sein Mangel an Widerstandsfähigkeit gegen Schmerzen erfüllt Dich mit ungerechter Voreingenommenheit gegen ihn, meine liebe Hilda. Georg hat sehr reizbare Nerven und fühlt infolgedessen schärfer, als andere Menschen."

„Das ist schon möglich, Papa. Aber es kommt doch jedenfalls auf die Tatsache hinaus, daß er nur dann mich liebt und Dich achtet, wenn seine so reizbaren Nerven völlig in Ordnung sind."

Herr Esting hatte schon längst erkannt, wie die Sache stand. Der Anblick eines Mannes, wie sie einem solchen bis dahin noch nie begegnet, und der wenigstens in seiner Erscheinung dem Ideal ihrer Phantasie nahekam, hatte Hildas Denken in Unruhe

gebracht. Er kannte seine Tochter nur zu gut, um zu argwöhnen, daß sie sich in Thorburn verliebt hätte. Vermutlich füllte sein Bild noch keinen Platz in ihrer Seele. Aber es hatte in eben dem Augenblick einen Funken in ihr Empfinden geworfen, in dem Georgs so sehr davon abstechende Schwäche sie besonders empfänglich machte. Hilda erkannte instinktiv den Typus des Mannes, den sie lieben und ehren konnte — noch nicht den Mann selbst, aber seine Attribute.

Dies war eine neue Gefahr, aber dieselbe barg ihren Trost in sich selbst, wenn sich wirklich herausstellen sollte, daß Georg infolge des Unfalles von seiner Leidenschaft geheilt worden wäre. Herrn Esting war sein einmal gegebenes Wort so heilig, daß er nicht daran dachte, dasselbe zu brechen; keine Gefahr oder Versuchung hätte ihn dazu bringen können, solch eine Möglichkeit auch nur in Erwägung zu ziehen. Aber wenn Georg zurücktrat, und Eldred, wie er nicht bezweifelte, sich in Hilda verliebte, könnte ein Friedensschluß unter allerseits befriedigenden Bedingungen erreicht werden. Er sagte deshalb ohne alle Gereiztheit:

„In wenigen Tagen wird Georg imstande sein, sich über all dieses zu erklären. Bis dahin werden die Dinge bleiben, wie sie jetzt stehen. Er verlangte die Hand meiner Tochter, und mit ihrer Zustimmung versprach ich dieselbe. Das ist die Sachlage, nicht wahr?"

„Das war die Sachlage, Papa. Herr Geneſt hat mich jetzt frei gegeben, so habe ich es wenigstens aufgefaßt."

„Ist dem wirklich so, mein liebes Kind, nun, dann habe ich nichts dagegen. Aber ich glaube, Du wirst Dich überzeugen, daß Du ihn mißverstanden hast, sobald er nur erst selber imstande ist, sich Dir gegenüber klarer auszusprechen."

Zwölftes Kapitel.

Frau Godsess.

Als Hilda mit einem Erröten, einem leichten Neigen des Hauptes und einem leise geflüsterten Dank davongaloppierte, stand Eldred, ihr nachblickend und von den verschiedenartigsten Empfindungen und Gedanken bestürmt, da. Alle seine Leidenschaften waren tief, schnell entflammt, aber unauslöschbar. Nie hatte er die Liebe kennen gelernt, nicht einmal in jener abgestumpften, unvollkommenen Form, wie sie sich unter den jungen Männern und Mädchen eines afrikanischen Grenzdorfes findet. Mädchen, welche nichts weiter waren, als schwächere Nachbilder ihrer männlichen Angehörigen, bloß mit der Zutat einiger sehr oberflächlicher und gewöhnlicher Haushaltungsideen, langweilten ihn lediglich. Sie waren unvollkommene Männer, nicht verschiedene Wesen, und die Damen, denen er hier jetzt begegnet, obgleich hier von verschiedener Art, erregten in ihm beinahe ebenso wenig Interesse.

Man durfte wohl sagen, daß Hilda für Eldred eine Offenbarung war, lieblich und wunderbar, nicht nur an sich, sondern auch als die Verwirklichung eines neuen Geschlechts, einer neuen Erscheinungsform des menschlichen Lebens.

Simmons lag noch immer dort, wohin er gefallen war, ihn mit schielendem Auge beobachtend. Eldred riß ihn rauh in die Höhe und fragte:

„Wer war das?"

„Fräulein Esting, Herr. Die Tochter des alten Esting."

„Folgt ihr und bittet sie um Verzeihung. Bringt mir eine Zeile von Fräulein Esting oder von ihrem Vater, daß Euch verziehen ist, oder taucht Euch nie wieder in Thorburns sehen."

„Ich will verdammt sein, wenn ich das tue!"

„Dann fort mich Euch! Holt Eure Sachen und räumt mein Land. Ich gebe Euch zehn Minuten Zeit dazu."

Er ging weiter und Simmons folgte ihm. „Das ist hart Herr, nachdem ich Ihnen treu gedient und Ihr Haus vier Jahre oder doch beinahe so lange bewacht —"

„Genug!"

„Aber was soll dann aus mir werden, Herr? Ich will Fräulein Esting nachgehen und sie auf meinen Knien um Verzeihung bitten, wenn Sie mit mir dieses Mal noch Nachsicht üben."

„Maul halten!"

„Simmons beharrte mit der Hartnäckigkeit eines Matrosen, bis Eldred sich drohend gegen ihn umwandte und er erschreckt zurückwich. Aber der Ausdruck seiner Gesichtszüge war düster und mörderisch.

Die Möbelhändler von Rowley hatten eine Köchin, ein Hausmädchen und eine Scheuerfrau geschickt, um die nötigen Arbeiten zu tun, bis der Haushalt ordnungsmäßig eingerichtet wurde. Nachdem er Simmons den ihm zustehenden Lohn gezahlt und die Dienstboten instruiert hatte, sie sollten ihn im Auge behalten, bis er den Park verlassen hätte, nahm Eldred eine Besichtigung seines alten Hauses vor, zu der er bis jetzt noch keine Zeit gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Tägliche Erinnerungen.

3. Mai.

1469: Machiavelli, Staatsmann, geb. (Florenz). 1660: Friede zu Oliva, durch den die Souveränität des Herzogtums Preußen garantiert wurde. 1729: Katharina II., Kaiserin von Rußland, geb. (Stettin). 1797: Hermann Berghaus, Kartograph, geb. (Cleve). 1845: Th. Hood, engl. Dichter, †. (London). 1849: M. Schneckenburger, †. (Burgdorf bei Bern). 1849: v. Bi ow, Reichskanzler, geb. (Klein-Flottbeck). 1856: F. E. Adam, Komponist, †. (Paris).

Aus der Reichshauptstadt.

Parlamentarischer Abend — Frühling in Berlin.

Berlin, 28. April.

„Der Staatssekretär des Reichsamts des Innern bittet Herrn . . ., Mittwoch, 27. April bei ihm zubringen zu wollen. U. A. w. g." In sehr hübsch lithographierter Karte ließ Graf Posadowsky auf gestern Abend zu sich einladen und er erzielte nicht nur ein volles Haus, sondern hatte hierdurch auch mit dafür gesorgt, daß am Nachmittag der Reichstag weit über die Beschlußfähigkeit versammelt war. Es konnten zwar nicht alle Abgeordneten erscheinen, denn der eine hatte „den Kopf verloren" und der andere „die Stimme", wie der allezeit thumorvolle Graf Hompesch mitteilte; ein dritter fehlender Abgeordnete hatte gar den Pegasus bestiegen und sich folgendermaßen entschuldigt:

„Gewaltig zieht's mich hin
Zum Reichstag nach Berlin!
Jedoch die böse Gicht
Gestattet mir es nicht!
Es saßen mir die Plagen
Zuerst im Hals und Kragen;
Von da zog sich der Plunder
In's rechte Knie hinunter!
Und dann mit scharfen Wehen
In meine großen Zehen!
Vom Zehen ging's zurück
Hinwieder ins Genick!
Zudem sind meine Knie
Noch nicht in Harmonie,
So daß ich Ihren Willen
Unmöglich kann erfüllen!"

Dieser hübsche „Knittelvers" gab die beste Stimmung für den Abend und manches Glas galt dem gequälten Poeten, selbst auf die Gefahr hin, einstens selbst so zu leiden, wenn auch nicht zu dichten! Das gastliche Heim in der Wilhelmstraße füllte sich sehr rasch; der Staatssekretär und seine Familie wurden nicht müde, die einströmenden Gäste zu begrüßen. Komtesse Posadowsky, in hübschem Rosakleid mit prachtvollem Haarschmuck hatte gar bald einen dichten Kreis um sich versammelt. Im Unterschied von dem parlamentarischen Abend beim Reichskanzler waren hier nur die Mitglieder des Reichstages geladen und die hervorragendsten Mitglieder des Abgeordnetenhauses; unter letzteren auch der Vizepräsident, Justizrat Porsch. Eine sehr hübsche Ueberraschung hatte der vornehme Gastgeber den Erschienenen bereitet; kaum hatte man den geräumigen Festsaal betreten, der einen sehr anheimelnden Eindruck machte, als die lieblichen Klänge einer Militärkapelle den Willkomm entboten; diese Neuerung für einen parlamentarischen Abend trug reich dazu bei, den Abend zu einem sehr gemütlichen zu gestalten. Immerhin dürften 300 Personen an demselben teilgenommen haben; und doch war kein Gedränge; die sehr geräumigen Säle faßten sie alle sehr bequem. Kaum war gegen 9 Uhr der Tee gereicht, als das in einem Nebengelasse aufgestellte Buffet den Hauptanziehungspunkt bildete. Es hatte dies auch reichlich verdient; denn hier konnte der anspruchsvollste Gaumen seine Rechnung finden. In fast überreicher Auswahl haben zum Genusse eingeladen: Pasteten, kaltes Beefsteak, Junge, Geflügel, Schinken, Mayonnaisen, Spargeln, Krebse, Schokolade usw. Hier ist jeder selbst Herr und Diener, Minister und Staatssekretäre, Abgeordnete und Geheimräte nahmen in bunter Abwechslung von den Tellern und Bestecken, um „reich beladen" sich in den Festsaal zurückzuziehen und bei Bekannten und Nichtbekannten sich niederzulassen. Hier standen Weiß- und Rotweine zur Verfügung, Pilsener und Münchener Bier wurde herumgereicht und in der Ecke war eine reich fließende Champagnerquelle. Sofort nach dem Imbiß bildeten sich sehr interessante Gruppen: Freiherr von Hertling erzählte in einer hübschen Nische wohl dem Vizepräsidenten Dr. Porsch von seiner Romreise und auch von anderem, das neue Reblausgesetz paßt zwar wenig in den Salon, aber zu dem Wein und an einer breiten Tafel erörterten Abgeordnete und Geheimräte dieses Thema. Eben ging Staatssekretär Graf Posadowsky mit dem wilden Agrarier v. Oldenburg vorbei, der kürzlich so den Reichskanzler angriff; dann wurde der Gastgeber von den Sozialpolitikern mit Beschlag belegt und man hörte hier manches über das Schicksal der Kaufmannsgerichte u. a. Staatssekretär Kratke hatte „Postinteressenten" um sich, und so löste eine Gruppe die andere ab. In später Abendstunde wurde unter lebhaftem Danke von dem Gastgeber Abschied genommen; ein Teil suchte im benachbarten „Kaiserhof" noch eine Tasse Kaffee, andere eilten nach Hause; alle aber hatten den Eindruck: Es war ein sehr gemütlicher Abend!

Der Frühling in Berlin ist wunderhübsch, sicher die schönste Jahreszeit für die Reichshauptstadt. Die Vegetation ist um 8—14 Tage dem milden Süden und selbst Thüringen voraus. Draußen im Tiergarten grünt und sproßt es, daß es eine Lust ist, sich zu ergehen. Dem Reitsport wird mehr als je gehuldigt, namentlich beteiligt sich die Damenwelt sehr stark; dafür ist das Stahlroß ganz verschwunden. Nur vereinzelt sieht man es noch. Am meisten aber lockt die Blüte in Werder an, am Sonntag waren Tausende draußen und sie alle kehrten mit blühender Zweigen zurück. Wer erstmals nach Werder kommt, ist tief erstaunt, in des „Deutschen Reiches Streusandbüchse" eine solche Blütenoase zu finden. Aber schade ist es doch um die vielen abgerissenen Blütenzweige, aber sie bringen eben Geld ein, vielleicht sicheres als die ungewisse Frucht. Heuer blüht auch alles so üppig und üppig zusammen. Der Wasserport ist auch schon aufgenommen und der Bannsee wird von Seglern und Ruderbooten in allen Richtungen durchauert.

Aus der Zeit.

Von R. T. v. H.

Unter den „Zeichen der Zeit" gibt es nichts, was uns mehr zu ernstem Nachdenken veranlassen kann, als die Tatsache, daß die Rohheitsexzesse und die Verbrechen gegen Leib und Leben in einem wahrhaft grauenerregenden Maße zunehmen. Kein Tag vergeht mehr, ohne daß man in den Zeitungen Berichte über dergleichen Vorkommnisse liest, und diese Berichte zeigen, wie die Verschätzung des menschlichen Lebens fortwährend geringer wird; denn in vielen Fällen kommt es zu Mord und Todschlag aus Anlässen, bei denen man vergeblich nach einer sogenannten „wirklichen Ursache" fragt. Ein unbedachtes Wort, eine spöttische Bemerkung genügt, um eine blutige Tat herbeizuführen!

Noch vor kurzem haben wir es erlebt, daß ein kaum zwanzigjähriger Bergmann einen ebenso alten Arbeitsgenossen im Wirtshaus mit einem Messer hinschlachtete, weil der Betreffende gesagt hatte, daß in eine Flasche, die der andere dem Wirt zum Füllen übergeben, ein halbes Liter Branntwein nicht hineingemessen werden könne. Diese Aeußerung, die an sich durchaus nicht dazu angetan war, jemanden aufzuregen, reichte hin, um den erwähnten Burschen so zu reizen, daß er die furchtbare Tat beging und einen Menschen tötete. Ja, noch mehr! Als der Gemordete in seinem Blute am Boden lag, griff der Wüterich gemeinschaftlich mit einem Genossen einen Kameraden des ersteren an und verwundete diesen so schwer, daß man auch für dessen Leben fürchtete. Als dann der Mörder mit seinem „Freunde" von der Polizei festgenommen und ins Gefängnis gebracht wurde, legte er nicht nur keine Reue an den Tag, sondern brüstete sich auch noch damit, daß er nicht davor zurückschrecke, „einem Menschen den Hals abzuschneiden".

Einer solchen Bestialität gegenüber steht man im ersten Augenblick fast sprachlos da; man weiß nicht, was man dazu sagen soll; aber wenn man den lähmenden Schrecken einigermaßen überwunden hat und wieder in der Lage ist, die Tat kritisch zu beurteilen, dann kommt man zu der Ansicht, daß diese und ähnliche entsetzliche Vorkommnisse die Folgen einer Entartung sind, die immer mehr zutage tritt und eine furchtbare Gefahr für die Gesellschaft wird.

Die Beobachtung und Erfahrung läßt aber auch wirklich keinen Zweifel darüber bestehen, daß zahlreiche Verbrechen — vor allem solche gegen Leib und Leben — ihren eigentlichen Grund in der von Jahr zu Jahr schneller fortschreitenden Degenerierung weiter Kreise des Volkes haben. Manche Straftaten, für die man direkte Motive nicht zu erkennen vermag, finden ihre Erklärung in der physischen und moralischen Dekadenze, die in der Gegenwart bei sehr vielen Individuen geradezu augenfällig ist. Diese Wahrnehmung, die uns einen traurigen Blick in die Zukunft eröffnet, weist darauf hin, daß eine Verminderung der verbrecherischen Handlungen nicht durch strafe Handhabung der Strafgesetze zu erzielen ist, da sie trotz der schweren Ahndung der einzelnen Taten immer mehr Exzesse vorkommen, das sogenannte „abschreckende Beispiel" sich also keines wegs in der Weise wirksam zeigt, wie das durchweg angenommen wird. Die Wurzeln des Uebels sind mehr und mehr ausbreitenden Uebels liegen tiefer, als wie es den Anschein hat, sie sind in der unbestreitbaren Entartung zu suchen, die unserer Zeit ihr Gepräge gibt, und darum ist es durchaus zutreffend, wenn von wissenschaftlicher Seite die verschiedenen Verbrechen unter dem Gesichtspunkte der Pathologie, der Lehre von den Krankheiten, beurteilt werden.

Zahlreiche Verbrecher, vor allem solche, die sich Rohheitsexzesse zu Schulden kommen lassen und furchtbare Taten, wie Lustmorde usw. begehen, sind nach ihrer Abstammung oder infolge liederlichen Lebenswandels physisch minderwertige, heruntergekommene Individuen, bei denen das moralische Empfinden, die seelische Kraft, die zur Selbstbeherrschung und Zügelung der Leidenschaften unerläßlich, total geschwächt und zuweilen so tief gesunken ist, daß sie gewissermaßen als die willenlosen Sklaven ihrer entarteten Neigungen sind.

Für die Richtigkeit dieser Annahme lassen sich viele Beispiele anführen, auch solche, die weit hinter unserer Zeit zurückliegen und bis zu den Römern reichen, deren Untergang bekanntlich durch die physische und moralische Entartung, die sich bei ihnen rapid entwickelte, vorbereitet wurde.

Das: Mens sana in corpore sano: Gesunder Geist kann nur in gesundem Körper wohnen! hat seine Beweiskraft durch alle Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag behalten, und deshalb darf von uns die Ueberzeugung ausgesprochen werden, daß der Hauptgrund der immer häufiger vorkommenden Rohheitsexzesse und Bluttaten die Defadenze ist, die in unserem Volke immer mehr und mehr um sich greift.

Ist dem aber so, so liegt es auf der Hand, daß nichts dringender notwendig ist, als der Kampf gegen die Ursachen der physischen und moralischen Entartung und die Rückkehr zu einer vernunftgemäßen Lebensweise, die die Gesundheit und die Kraft des Körpers und damit diejenige des Geistes wieder herstellt. Ohne diese Reform werden alle Anstrengungen zur Besserung nutzlos sein, und das Verderben wird seinen Gang gehen, so sehr man auch dagegen ankämpfen mag.

+ Zeugengebühren der Rektoren und Lehrer in Preußen.

Unter dieser Rubrik war in Nr. 97 der Unterhaltungsbeilage ein Aufsatz enthalten, welcher zu der Annahme führen könnte, daß den Rektoren und sonstigen Lehrpersonen in allen Fällen, in welchen sie als Zeugen oder Sachverständige vernommen werden, Tagegelder und Reisekosten zustehen. Diese Ansicht ist aber irrig. Der Staatsministerialbeschluß vom 26. Februar 1903 regelt nur diejenigen Vorschriften, welche verwaltungsseitig über die Gewährung von Tagegeldern und Reisekosten aus der Staatskasse an nicht zu den unmittelbaren Staatsbeamten gehörige Personalklassen getroffen sind bezw. paßt die Sätze dieser früheren Vorschriften den Sätzen des Gesetzes vom 21. Juni 1897 an; der genannte Ministerialbeschluß will also keine neuen Vorschriften über Gewährung von Tagegeldern und Reisekosten an Lehrpersonen treffen. Zu diesem Zwecke würde auch kein Beschluß des Staatsministeriums genügen, sondern es müßten durch Gesetz solche Bestimmungen getroffen werden, wie es z. B. bei den Aerzten, Landmessern und den Kommunalbeamten der Fall ist. Zu gerichtlichen Angelegenheiten stehen den Lehrpersonen nur dann Tagegelder und Reisekosten zu, wenn sie 1. als Zeugen über Tatsachen vernommen werden, von denen sie in Ausübung ihres Amtes, — nicht bei Gelegenheit der Ausübung ihres Amtes, — Kenntnis erlangt haben; 2. wenn die Schulen der Gemeinde, an welchen sie angestellt sind, auf den Kommunaletat übernommen, die Lehrpersonen also Kommunalbeamte sind; 3. die Gemeinden für ihre Beamten auf Grund des Gesetzes vom 30. Juli 1899 betreffend Anstellung und Versorgung der Kommunalbeamten ein Ortsstatut oder einen Gemeindebeschluß über Gewährung von Tagegeldern an dieselben erlassen haben, und wenn endlich 4. die Lehrpersonen in dieses Ortsstatut mit aufgenommen sind. In allen anderen Fällen steht den Lehrpersonen in gerichtlichen Angelegenheiten nur die Erstattung ihrer notwendigen Auslagen zu.

Wie es auf einer deutschen Farm in Südwestafrika aussieht.

In „Velhagen und Klasings Monatsheften" schildert Stefan v. Kotze in einem fesselnd geschriebenen Artikel seine Eindrücke vom südafrikanischen Farmerleben, die bei den jetzigen Kämpfen in Südafrika besonderes Interesse erregen. Das Wohngebäude einer solchen Farm ist, wie Stefan v. Kotze erzählt, ein langgestrecktes, niedriges, einstöckiges Haus, aus Stein oder lufttrockenen Ziegeln gebaut und weiß angestrichen. Das flache Dach besteht aus einem Riedgeflecht, das durch eine Lehmschicht wasserdicht gemacht ist. Manche Leute leisten sich allerdings Wellblech und in Klein-Windhuk z. B. gibt es ein solches Wohngebäude, auf dessen Dach sich der Besitzer noch dazu den Luxus einer Kegelbahn erlaubt hat. Der Fußboden besteht meistens aus gestampftem Lehm, der oft — man denke — behufs Befestigung mit Ochsenblut vermischt wird. Hierüber werden Decken und Felle gelegt, und nach dem Geschmack der Einwohner können die kühlen, hohen Räume äußerst wohnlich ausgestattet werden. Die Küche liegt gewöhnlich etwas seitab, auch ein kleines Haus für die Dienerschaft ist in der Nähe. Weiter entfernt sind die konischen Grashütten, in denen die Familien der Farmarbeiter hausen. Oft befindet sich bei einer solchen Farm auch ein Kaufladen, der bei den großen Entfernungen von Zentralpunkten der Zivilisation für die Umgebung sehr nützlich ist. Dort ist alles vertreten, was man braucht, von Zündhölzern und Zigarren, Reis, Kaffee, Zucker und Kleiderstoffen bis zu Spirituosen und gar im Lande gestimmerten Karren und Ochsenwagen. Bares Geld gibt es allerdings wenig auf den einzelnen Farmen, und manchmal besteht der ganze Reichtum, der sich in Landesmünze im Hause befindet, aus einem verirrten Dreimarkstück. Alles wird mit Vieh, Schafen, Pferden, Naturalien usw. bezahlt, die dann erst von Händlern oder den größeren Unternehmern in Geld umgesetzt werden, das auf der Bank deponiert wird. Alle Luxusartikel, auch Bier und Wein, sind oft unerschwinglich teuer. Selbst in Windhuk, trotz seiner Eisenbahnverbindung mit der Küste, kostet eine Flasche deutschen Lagerbieres zwei Mark in den Hotels. Die Hausfrau hat in der Bewirtschaftung einer solchen Farm keine leichte Aufgabe. Dienstboten stehen ihr zwar genug zur Verfügung, aber für eine Deutsche ist es nicht leicht, sich an die afrikanischen Dienstboten zu gewöhnen. Die Boys und Mädchen sind zwar im ganzen gelehrig, aber in punkto Reinlichkeit lassen sie viel zu wünschen übrig. Die Hausfrau sieht sich immer von neuem genötigt, ihr Dienstpersonal auf die Nützlichkeit der Seife aufmerksam zu machen. Besonders in der Küche muß sie überall selbst Hand anlegen, wenn sie sich nicht ganz den Appetit verderben soll. Der Speisezettel ist auf einer südafrikanischen Farm nicht sehr reichhaltig. Rindfleisch ist selten, bei dem Wert, den die Viehzucht dort repräsentiert, müssen erst auf der Farm selbst gezogen werden, sonst muß man sich Tag für Tag mit Hammelfleisch begnügen, oder von Konserven leben, die in abgelegenen Gegenden natürlich auch sehr teuer sind. In einem kleinen Gemüsegarten gedeihen europäische Gemüse. Hier und da wird für die Schwarzen etwas Mais gebaut, während Mehl und Reis natürlich importiert werden. Der Tageslauf der deutschen Hausfrau auf einer südafrikanischen Farm ist etwa folgender: Am frühen Morgen beaufsichtigt sie bereits das Melken der Kühe. Nach dem Frühstück harren ihrer andere häusliche Arbeiten, wie Fütterung des Geflügels und der sonstigen Tiere, Vorbereitung zum Mittagessen, Beaufsichtigung der mit verschiedenen Reinigungsarbeiten beauftragten Dienstboten und besonders der Waschmädchen, die sonst bald die schöne Leinwand ruiniert und die Hemden zerfetzt haben. Auch über die im Garten arbeitenden Leute hat sie die Oberaufsicht zu führen. In ähnlicher Tätigkeit verläuft der Mittag, wenn nicht einmal unerwarteter Besuch kommt, der teils angenehm, teils sehr unangenehm sein kann, je nach der Farbe. Wenn mal ein Weißer auf der Farm einkehrt, und wenn ihn gar eine weiße Frau begleitet, so ist die Freude groß, und alles, was zur Bewirtung irgendwie aufgetrieben werden kann, wird herbeigeschleppt. Weniger erfreulich ist es, wenn eine Gesellschaft Hottentotten oder Hereros erscheint, sich auf der Veranda niederläßt und sich in sehr schnalzigem Stil, der noch durch ihre Unkenntnis der deutschen Sprache eingeschränkt wird, nach dem Befinden des „Baas" erkundigen. Allmählich rücken sie dann mit dem eigentlichen Zweck ihres Besuches heraus. Gewöhnlich betteln sie um Schnaps, wenn nicht gar um bares Geld. Schließlich, da ihnen der Schnaps energisch verweigert wird, werden sie genügsamer und begnügen sich auch mit einem Geschenk von etwas Tabak, Nahrungsmitteln und ähnlichen Kleinigkeiten, um dann eine andere Farm mit ihrem Besuche zu beglücken. In der Abwesenheit ihres Mannes muß die Frau manchmal sehr scharf auftreten, denn unter Umständen werden die Ringer außerordentlich frech, und bisweilen genug ist es vorgekommen, daß die einsame Gattin eines Farmers zum Gewehr oder Revolver greifen mußte, um die zudringliche Gesellschaft los zu werden.

Napoleons Jugendträume.

In den Briefen Napoleons des Dritten an den General Dufour, die in dem Aprilheft der „Revue des deux mondes" zum erstenmal veröffentlicht wurden, findet sich mancher für die Jugendpläne und Ideen Napoleons bezeichnende Zug. Der General Dufour, den als erprobten Anhänger des Hauses Bonaparte die Königin Hortense in ihrem Exil in der Schweiz ursprünglich zum Erzieher des jungen Napoleon bestimmt hatte, erwies sich zeitlebens als ein treuer Ratgeber Napoleons des Dritten. Bereits aus dem ersten Brief der aus Arenenberg vom 6. Oktober 1830 datiert ist, spricht das Selbstgefühl des damaligen 23jährigen Napoleon, der überzeugt davon war, daß er einmal große Taten und Dinge vollbringen würde. „Die Zukunft," so heißt es da, „verspricht viele Ereignisse, und ich kann noch nicht die Laufbahn voraussehen, die mir bevorsteht. Aber sicher ist, daß ich nur eine ehrenvolle verfolgen werde, und — ob im Vaterlande oder in fremden Landen —, immer wird es mein Ziel sein, die Achtung der mir Gleichgestellten zu erringen und mich des schönen Namens, den ich trage, würdig zu erweisen." Und ein anderes Mal ruft Napoleon emphatisch aus: „Nie werde ich vergessen, daß ich Franzose und der Neffe des großen Mannes bin!" Für die Pläne, die damals bereits in seinem Kopfe spukten, ist ein Brief, der aus Arenenberg vom 5. September 1832 datiert ist, bezeichnend. Napoleon hatte sich bereits im Voraus, als ob er ahnte, daß er dessen einmal bedürfen würde, ein ganzes Verteidigungssystem für Frankreich im Kopfe zurecht gemacht, und die Lektüre des von Kaiser Napoleon dem Ersten verfaßten „Memorial de Sainte-Helene" inspirierte ihn zu immer neuen Ideen. „Mein Plan", so schreibt er darüber an Dufour, „ist folgender. Ich denke zunächst daran, daß es vorteilhafter wäre, fünf oder sechs große feste Plätze, anstatt der 90 zu haben, die Frankreich besitzt. Die Städte würden nicht allein ein Zentrum für alle militärischen Operationen bedeuten, sie würden auch noch den Vorteil haben, den Einfluß von Paris zu vermindern, und das Geschick Frankreichs würde dann nicht von der Einnahme der Hauptstadt allein abhängig